

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 17 (1931)
Heft: 16

Artikel: Pädagogisches aus Lachweiler : (Schluss)
Autor: Tunk, Eduard v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-528932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER-SCHULE

WOCHENBLATT DER KATHOL. SCHULVEREINIGUNGEN DER SCHWEIZ
DER „PÄDAGOGISCHEN BLÄTTER“ 38. JAHRGANG

BEILAGEN: VOLKSSCHULE - MITTELSCHULE - DIE LEHRERIN

FÜR DIE SCHRIFTFÜHRUNG DES WOCHENBLATTES: J. TROXLER, PROFESSOR, LUZERN, VILLENSTRASSE 14, TELEPHON 21.88
ABONNEMENTS-JAHRESPREIS FR. 10.— (CHECK Vb 92), BEI DER POST BESTELLT FR. 10.20. AUSLAND PORTOZUSCHLAG
INSERATEN-ANNAHME, DRUCK UND VERSAND DURCH DEN VERLAG OTTO WALTER A.-G., OLTEN - INSERTIONSPreis: NACH SPEZIALTARIF

INHALT: Pädagogisches aus Lachweiler — „Jesua, Sohn Josephs“ — Denke daran — Schulnachrichten — BEILAGE: Volksschule Nr. 6.

Pädagogisches aus Lachweiler

Eduard v. Tunk, Immensee.

(Schluss.)

III.

Und nicht nur das Warten sollten wir lernen; denn, wenn es auch oft schwer ist, es ist mit dem Warten noch etwas verbunden, was uns das Warten leicht machen kann, das Hoffen. Und schliesslich ist's doch so: wer wartet, hofft und wer hofft, wartet! Dabei lässt es sich schwer feststellen, was das Ursprüngliche ist, das Warten oder das Hoffen. Wenn aber die Hoffnung vergeht, wenn wir nichts mehr erwarten können, wenn wir fast vor dem Nichts stehen, dann beginnt die Tragödie des Lebens, und wir sehen unser Schiff getrieben von Wind und Welle, das Steuer zerschlagen, die Wände leck. Unabwendbar fährt es dem Meeresgrunde zu und begräbt sich und uns in den Tiefen der See. Seit man des griechischen Philosophen Aristoteles Schriften wieder zu lesen begonnen und darin die sogenannte Definition der Tragödie entdeckt und zu verstehen gemeint hat, sind Poeten und Interpreten bemüht, an den tragischen Helden eine tragische Schuld zu finden. Die Griechen selbst haben davon nichts gewusst, sie fanden das Schicksal eines Menschen auch dann tragisch, wenn es auch ohne eigene Schuld in Not und Leid geriet, nur eine Bedingung stellten sie, dass der Held der Tragödie eben doch ein Mensch sei, kein Engel und kein Teufel, einfach ein Mensch.

Menschen sind auch wir Lehrer und Erzieher, und unser Leben kann zur Tragödie werden, unser ganzes Leben wie unser Lehrerleben. Und diese Tragik kann über uns hereinbrechen ohne unsere Schuld, sie kann aber auch von uns mitverschuldet sein. Mitverschuldet war sie bei Philipp Korn, Lehrer in Lachweiler. Bisher freilich hat uns Heinrich Federer von der Tragik unseres Kollegen nichts verraten, in der Geschichte vom gestohlenen Belgierkönig hatten wir eher zu ihm emporgeblickt wie zu einer Lichtgestalt, wie zu einem Helden, dessen Wege nachzuwandeln uns wert schienen. Aber noch ein andermal erzählt uns der Dichter von Philipp Korn, in der letzten Lachweiler Geschichte, die wir hier behandeln wollen. Sie trägt den Titel: „Vater und Sohn im Examen.“ Der Vater ist Philipp Korn, Wenzel sein Sohn, „dem der Lehrer schon im dritten Jahre zeigte, wie man einen Griffel in die Finger nimmt, und der im vierten Jahre bereits ein

Dutzend Schiefertafeln glücklich in Scherben geschlagen hatte. Ihm weissagte der Lehrer eine wunderbare Zukunft. Dieser Wenzel sollte ein zweiter Salomon werden. Das konnte, das durfte nicht anders sein! — Nicht ein gewöhnlicher Schulmeister sollte in ihm der Welt erstehen, oh nein, sondern ein Lehrer ganzer Städte und Länder, ein Professor der Hochschule, einer, zu dessen Füssen Prinzen und künftige Staatslenker sitzen, ein Mann, der jedes Jahr mit einem neuen Buch die Welt sozusagen aus den Angeln wirft: ein solches Wunder sollte Wenzel werden. Gerne wollte Vater Philipp dann in seinem Dörfchen bei den halbwilden Landkindern bleiben und geduldig das Einmaleins und Abc weiter lehren, getröstet, dass vom Ruhme seines grossen Sohnes auch ein kleiner, warmer Strahl in seinen Erdwinkel auf sein demütiges Haupt fallen werde.“

Das war die Hoffnung, das Erwarten des Schulmeisters von Lachweiler. Und diese Hoffnung war stark. Denn wenn Wenzel „Griffel knickte und den Rahmen der Tafel zerbricht, statt ein anständiges A oder B zu schreiben, oder wenn er auf der hölzernen Weltkugel des Lehrers geographische Gewaltstreiche verübte, die unmöglichsten Wege nahm und mit einem lustigen Riss Nord- und Südamerika voneinander trennte, dann schüttelte Philipp wohl unmutig das Haupt, aber tröstete sich, alle Genies hätten in der Jugend Tollheiten getrieben. Das seien nun einmal ihre Flegeljahre. Bei den Dummen kämen sie erst später, bei den Gescheiten recht früh. Warte man, bis der Junge in die Schule muss. Man wird dann ein blaues Wunder erleben!“ Welch' Hoffen, welch' Erwarten! Armer Philipp Korn, hättest du doch einmal dein Büblein genauer betrachtet und ein wenig — nicht zu viel, denn wir können darin übertreiben! — sein Aeusseres studiert, du hättest ein Stirne entdeckt, „um so viel zu niedrig, als die väterliche zu hoch schien“ und diese Stirne und dazu die Interessen deines Kindes hätten dich belehrt, dass eitel dein Hoffen und dein Warten vergebens ist. Und so ward deine Hoffnung, deine Erwartung zur tragischen Schuld. Und schon stehst du an jenem Tage, da dein Mast, deine Segel zerrissen werden.

Halten wir inne und fragen wir uns selbst, ob nicht auch wir oft genug nahe an solche Klippen und Untiefen geraten, ob nicht auch wir oft von so und so vielen unserer Schüler blaue Wunder erwarten, ob nicht auch wir wie aus dem siebenten Himmel ge-

stürzt scheinen, wenn unsere Hoffnungen, unsere Erwartungen nicht in Erfüllung gehen? Hoffen und Warten ist recht, aber Wunder wirkt nur Gott und nur, wenn er Ausserordentliches im Sinne hat. Hoffen und Warten ist recht, aber das Leben — sagen wir es etwas schroff — hat recht. Und so muss unser Hoffen mit dem Leben rechnen, muss unser Warten auf *Mögliches* zielen. Dann bricht nicht der Sturm über uns herein, dann geleitet uns günstiger Fahrwind in den Hafen der Erfüllung, ans Gestade des Glückes. Auf Erden ist Glück die Zufriedenheit, und wenn uns Gott darüber hinaus Unerwartetes schenkt, ist's eine Gabe auf die wir keinen Anspruch haben, ein Geschenk aus gütiger Vaterhand, wenn wir's recht überlegen, diese Geschenke sind häufiger, zahlreicher, grösser, als unsere gewöhnliche Oberflächlichkeit es gestehen oder auch nur bemerken will.

Doch Philipp Korn hatte noch eine zweite Schuld auf sich geladen. Er hatte sein Büblein *allzufrüh aus seinem Reiche gerissen*, aus dem wunderbaren herrlichen Kinderland. „Nie gab er seinem Bübchen Spielzeug in die Hand, wie Holzpferdchen und geschnitzelte Schäfchen. Landkarten, Bücher mit Rätselfragen und Schachteln voll Griffel und Federn lagen unter Wenzels Weihnachtsbaum. Ganz heimlich musste ihm die Mutter einen Gaul aus Lindenholz, den ihm Ferdinand geschenkt hatte und dem ein Bein über dem Knie gebrochen war, in der untersten Schublade aufbewahren, und nur wenn der Lehrer fort war, durfte Wenzel damit spielen. Es ist nicht zu sagen, wie der Junge auf den Augenblick harrete, da er wieder das dreibeinige Pferd zäumen und mit ihm den Trab und Galopp versuchen durfte.“

Und so zog das Reich der Phantasie, in das der kleine Wenzeslaus nur selten sich hatte zurückziehen dürfen, mit dem Knaben auch in die Schulstube. Das geschieht natürlich auch bei anderen Kindern, und es ist eigentlich schade, dass unsere moderne, allzu intellektualistische Schule gar rasch die letzten Blüten aus diesem Erdreich zerstört; ja sie bringt es fertig, dass der Lehrer, wenn er der Phantasie des Schülers bedürfte, sie oft genug vergebens sucht. Zu oft hat es ja die Schuljugend erfahren müssen, dass die Phantasie ins Unterrichtszimmer nicht passt, und vermag dann nicht, auch wenn es gewünscht wird, die verjagte Erfinderin in die kahlen, nüchternen Räume zu rufen. Oft auch rächt sich beinahe die Phantasie und tollt, wenn sie gerufen wird, so stark, dass wir doch wieder lieber den ruhigeren Bruder Verstand zu Hilfe holen. Aber mir ist, es sollte möglich sein, dass diese beiden Geschwister besser einander ertragen und besser miteinander arbeiteten. Und das lebendigere Schwesterlein brächte dafür auch wohl einigen Willen auf, wenn es nicht zu früh unter das Kommando des ernsteren Bruders gestellt würde. Ist doch die Phantasie das ältere Kind und der jüngere Bruder wird zum Tyrannen, wenn ihm allzufrüh sein Herrtüm zum Bewusstsein kommt. Wenn er einmal erwachsen ist und beweisen kann, wie viel mehr er vermag, ohne dabei protzig werden zu müssen, wird die Schwester sich gerne unter seinen ritterlichen Schutz stellen und ihre frauliche Sanftheit bewahren. So aber zwingt man sie, die auch ihr Dasein wahren will, ein Wildfang zu werden.

Vor allem ist Wenzels Phantasie ein Wildfang, und gerade dann, wenn der Verstand zu Wort kommen sollte, macht sie die tollsten Sprünge, und vergebens wehrt sich ihr Bruder um sein Recht; ja, es hat den Anschein, als hätte dieser den Kampf von vornherein aufgegeben. Aber manchmal wird sie doch gelassener, und mit schwesterlicher Liebe schmeichelt sie ihrem Bruder, bis dieser ihr hilft. Dann erzählt Wenzel seinen Kameraden die schönsten Geschichten, und darin ist nichts wirr, kein Durcheinander, wohlgeordnet ziehen die Gestalten seiner Geschichten über die Schauplätze der Geschehnisse und sind doch lebendig. Phantasie und Verstand wirken geschwisterlich zusammen. Doch wenn Wenzel erzählt hat und dann auf die vielen Bitten der Kameraden noch diese oder jene Geschichte hinzugefügt hat, dann „springt er den Hang hinunter . . . kehrt sich nochmals um und legt den Finger an den Mund: „Dem Vater nichts sagen!“ — Und alle verstehen ihn und sagen dem Lehrer wirklich nichts davon, was für ein grosser Erzähler sein Sohn sei. Aber das ganze Dorf weiss davon, eben nur der eigene Vater nicht.“ Und das ist Philipp Korns dritte Schuld.

Ist das nicht auch oft unsere Schuld, dass wir nicht wissen, wo unsere Schüler etwas leisten, dass wir nur sehen, wo sie wenig oder nichts können, *dass unsere ganze Prüfungsmethode darauf abstellt, dem Prüfling sein Nicht- oder Nichts-Wissen nachzuweisen?* Allerdings dürfen wir zu unserer Entschuldigung hinweisen auf den Zwang, der von aussen gegen uns geübt wird. Nicht allerorten findet sich eine so verständige Prüfungskommission wie in Lachweiler, nicht überall ein Präsident, der wie der reiche Schlehbauer Ott weiss, dass er nichts weiss, wenigstens nichts von dem, worüber das Schalexamen stattfindet; niemand trägt ihm das nach, weil er sich auch nicht einbildet, zu wissen, was er eben nicht weiss, und weil er sonst doch ein ganzer Mann ist. Und ganz wunderbar versteht es der würdige Pfarrer von Lachweiler, Fragen zu stellen, die nicht auf gedächtnismässige Widerworte zielen, sondern im wahren Sinne Arbeitsschule bedeuten; er weiss, dass solche Antworten Zeit brauchen und dass die richtige Antwort auf Umwegen erst gefunden wird. Dann ist in diesem Schulrate der Arzt, ein Mann, für den Gerechtigkeit nicht zum Schema geworden ist und der, ehe er ein Urteil fällt, den tiefsten Beweggründen nachforscht. Findet überall der Lehrer eine solche Behörde, oder muss er nicht oft gegen seinen Willen und gegen seine Einsicht sich beugen vor dem stärkeren Willen unverständiger amtlicher Forderungen oder wenigstens zu gewissen Zeiten „Theater“ spielen?

Doch gegen Menschen kann man kämpfen. Menschen kann man überzeugen oder — täuschen; furchtbarer aber lastet der papierene Paragraph von x-Reglementen und y-Vorschriften auf den besten Absichten. Denn diesen Forderungen sich zu entziehen, ist schwer, weil nicht nur eine Kommission, weil fast jeder Mensch von diesen Paragraphen weiss und nach diesen Paragraphen sich richtet. Die schulentlassene Jugend wird nach diesen Paragraphen erwartet und gewertet. Wer die Schule verlassen hat, muss — so steht's ja geschrieben — dieses und jenes können und kennen, verstehen und wissen. Dabei aber setzt man

nicht ein Minimum voraus, sondern ein Maximum. So hält es der Geschäftsmann oder der Handwerker, fast jeder Arbeitgeber, der einen Lehrling einstellt, so hält es die menschliche Gesellschaft im allgemeinen und jeder Mensch im besonderen, so hält es jede — Schule. Und es ist ja kein Zweifel: nicht überall kann man wieder von vorne anfangen und etwas muss vorausgesetzt werden; nur wird heutzutage fast allerorten zu viel und zu wenig vorausgesetzt, zu viel an Wissen und Können, zu wenig an Verstehen und Werten, zu viel an Angelerntem und Eingepauktem, an Verstandes- und Gedächtnismässigem, zu wenig an Fähigkeiten und Anlagen. Man tut so, als müsste die Schule dem Menschen alles schon beigebracht haben, und vergisst, dass der Mensch lern- und aufnahmefähig bleibt, so lange er lebt. Und hat der junge Mensch nicht alles, was man — mit Recht oder Unrecht — vermutet und voraussetzt, in seinem Kopf drinnen — das Herz darf ja ohnehin leer sein —, dann ist der Lehrer schuld. Und wenn er den Vorwurf fürchtet, nicht seinetwegen, sondern um des späteren Schicksales seiner Schüler willen, wer kann es ihm verargen? Und so ist seine Schuld eine tragische Schuld, weil die Sühne, die er leistet, grösser wird als der Fehler, den er macht. Und daran erst würde er ganz zerbrechen, wenn er auf nichts mehr hoffen kann, auf kein Verständnis seines guten Willens und auf kein Anerkennen des trotz allem Erreichten. Und er könnte auch nicht mehr erwarten, dass sein tieferes Wissen um die Möglichkeiten des Unterrichtes, sein Kämpfen um eine richtige Schule, sein Ringen um die ihm anvertraute Jugend zum Siege führt. Darüber müsste sein Herz zu Stein werden — der Schulmeister zum Schulfuchs — oder verbluten.

Bei Philipp Korn ward die Schuld nicht zur Last und sein Zusammenbruch nicht zum Untergang. Denn seine Schuld sass nicht im Herzen, nur im armseligen Kopf, und sein Fehler fand nicht Richter, sondern kluge Menschen und eines Kindes, seines Kindes wundersame Liebe. Ich will davon nicht mehr reden; denn da ich diese Seiten aus Federer abschreiben oder ihm nachschreiben würde, zerstörten mir wohl die Tränen der Rührung die Schrift. Ich will lieber den geduldigen Leser dieser Zeilen bitten, selbst seinen Federer zur Hand zu nehmen und ihn mit eigenen Augen zu lesen und mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf, und es wird ihm gehen wie dem unselig-seligen Philipp Korn, wann er dem Spielwerk seiner Uhr zugehört hat, die ihm die dankbare Gemeinde geschenkt hatte, just an dem Tage, da die Schuld des Vaters am Sohne offenbar ward.

„Der Lehrer aber lauscht dem letzten, fernen Klange nach, und ihm ist, er höre seine lieben, kleinen Schüler mit ihren ungebrochenen Stimmen rechnen und lesen, von der Heimat und der vaterländischen Geschichte unglaublich prahlen, Fabeln deklamieren

und hohe deutsche Lieder singen. Und da zieht es den alten Magister unwiderstehlich zu den blauen Hefen, den Tintenfassern, zu Kreide, Lineal, Schwamm und Stecken, mit einem Wort zur Poesie seiner von Kindergeruch und grauer Weisheit erfüllten heimeligen Schulstube.“

„Jeschua, Sohn Josephs“

Vor einigen Wochen tauchte in einer jüdischen Zeitschrift in Berlin die Meldung auf, man habe in Jerusalem den „Leichnam Jesu“ aufgefunden, eine Knochenkiste mit den Gebeinen Jesu Christi. Diese Notiz machte rasch die Runde durch die christenfeindliche Presse, sei doch damit die Unhaltbarkeit der Behauptung der Auferstehung Jesu aus dem Grabe und damit die Unhaltbarkeit der christlichen Lehre überhaupt bewiesen. Nun veröffentlicht Professor *Dr. Hubert Grimme*, der hervorragende Orientalist und Epigraphiker, der zuerst eine jüdische Ossuarieninschrift („Joseph bar Simon“) herausgab, in der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 141 vom 21. März 1931) einen Artikel über diese Knochenkiste mit der obigen Inschrift „Jeschua, Sohn Josephs.“ Wir bringen ihn hier auch unsern Lesern zur Kenntnis, da sie sich vermutlich auch darum interessieren, was von der Behauptung des jüdischen Blattes und dem Jubel der christenfeindlichen Presse zu halten ist.

Professor Grimme schreibt:

„Ein Inschriftenfund, der kürzlich in der Umgebung von Jerusalem gemacht worden ist und über den sein Entdecker, Professor Eleazar, L. Sukenik, vor einiger Zeit in Berlin geredet hat, verdient näher beleuchtet zu werden, denn es ist anzunehmen, dass er durch Leute, die von hebräischer Graphik wenig oder nichts verstehen, eine Deutung bekommt, die Aufregung oder gar Beunruhigung in weitere Kreise unseres Volkes tragen könnte. Es handelt sich um eine aus drei Worten, „Jeschua, Sohn Josephs“, bestehende hebräische Inschrift, die auf einem Ossuarium eingeritzt ist. Für ihr Verständnis und ihre Wertung bedarf es vor allem einer klaren Vorstellung vom Begriff Ossuarium.“

In den letzten 30 Jahren hat die hebräische Archäologie ihr besonderes Augenmerk auf das Aufsuchen und Erforschen von unterirdischen Räumen in der näheren und weiteren Umgebung von Jerusalem gerichtet, die man, wenn nicht als Grabstätten, so doch als Stätten für die Bergung der Ueberreste von Leichen anzusehen hat. Darauf deuten ausser Gegenständen wie Lämpchen und Glasphiolen steinerne Kisten von meist kleinem Ausmass (50—70 cm Länge, 30—35 cm Breite), deren Aussen-seite fast immer einen eigenartigen ornamentalen Schmuck aufweist, nämlich zwei grosse stern- oder kompassähnliche Kreise. Man hat in ihnen wohl Augen, das für semitische Grabausschmückung besonders bezeichnende Motiv, in künstlerischer Umstilisierung zu sehen. Dadurch sind diese Kisten schon von aussen als etwas, was mit der Totenbestattung zu tun hat, kenntlich gemacht. Ihr Inneres enthält nichts als menschliche Knochen oder Knochenreste, weshalb man ihnen den Namen Ossuarien („Knochenkisten“) gegeben hat. Man darf

Ich setze Ehre darein, das Unterrichtsheft unserer Hilfskasse, das mir stets gute Dienste leistete, weiter zu empfehlen. Damit kann ich dem zweifachen Zwecke dienen, nothleidenden Kolleginnen und Kollegen zu helfen und die Unterrichtsweise leichter und erfolgreicher zu gestalten. Ein Landlehrer.
